

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 64 (1987)
Heft: 7

Artikel: Denkmalpflegerische Dienste im Ausland. 2
Autor: Lauber, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1031144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Denkmalpflegerische Dienste im Ausland 2

von Fritz Lauber, Basel

Das verwarhloste St.-Cyriak-Gotteshaus in Sulzburg

Einen solchen Alleingang zum Städtchen Sulzburg, das etwas abseits am Westfuss des Schwarzwaldes gelegen ist, führte ich in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre durch. Dabei waren mir die historischen Begebenheiten des Ortes und seiner Kirche, um welche es sich hier handelt, völlig unbekannt. Sulzburg, so habe ich mich später orientieren lassen, wird erstmals 840 erwähnt. 933 gründete Graf Birtilo das Benediktinerinnenkloster zu Ehren des heiligen Cyriak. Noch in ottonischer Zeit entstand der grossartige altromanische Sakralbau. 1008 kam die Siedlung an den Bischof von Basel, der die Herren von Üsenberg als Vögte einsetzte. Kaiser Konrad II. verlieh 1028 dem Basler Bischof das Recht zur Silbergewinnung bei Sulzburg, 1371 nahmen die Grafen von Freiburg den Ort in Besitz, 1415 kam er über die Grafen von Hochberg an Markgraf Bernhard von Baden. Wesentlich für Sulzburg wurde das 16. Jahrhundert, da Markgraf Ernst von Baden-Durlach Sulzburg zu seiner Residenz machte und das Schloss erbaute, welches dann sein Enkel Georg Friedrich bedeutend vergrösserte. 1548 bzw. 1556 erfolgte die Aufhebung des Benediktinerinnenklosters St. Cyriak durch den Landesherrn im Zuge der Reformation. Schwerste Zerstörungen fügte der Dreissigjährige Krieg der Siedlung zu, 1633 brannte ein Teil des Schlosses ab. Weiter litt der Ort und sein wichtiges Bergwerkswesen in den folgenden Kriegen mit Frankreich. Hier kam 1694 der Strassburger Geschichtsschreiber und Gelehrte Johannes Daniel Schöpflin auf die Welt.

Besonders das 18. Jahrhundert brachte die Ansiedlung jüdischer Bürger in Sulzburg, in dem sich daher eine der bedeutendsten Judengemeinden in der Markgrafschaft Baden bildete und hier das Landesrabbinat eingerichtet wurde. – 1769 gingen bei einem Brand die Gebäude des Benediktinerinnenkonvents bis auf kleine Reste unter. Die Synagoge (jetzt in Wiederherstellung) wurde 1823 errichtet. Bis 1830 hat man in Sulzburg Silber, Blei, Kobalt und Antimon in nicht weniger als 17 Gruben abgebaut. Das Schloss der Markgrafen von Baden ist 1834 bis auf den Ostflügel und einen Turm abgerissen worden. Die neben dem genannten Klostersgotteshaus bestehende Stadtkirche entstand 1834–1838 durch den bekannten Architekten Heinrich Hübsch neu (jetzt Landesbergbaumuseum).

Das alles war mir völlig unbekannt, als ich damals als ahnungsloser Spaziergänger auf meinem örtlichen Streifzug in Sulzburg das verwarhloste alte Gotteshaus St. Cyriak entdeckte, dessen hohes Alter für mich sogleich ersichtlich war. Dies weckte mein Interesse, und ich verschaffte mir auch hier Zutritt zu diesem Objekt.

Im Innern desselben, das sich da in einem ebenso vernachlässigten und zudem noch restlos verunstalteten Zustand wie das Äussere befand, bestätigte sich nach sorgfältiger Beobachtung meine Vermutung. Es handelt sich zweifellos um einen gestuften frühmittelalterlichen Sakralbau mit östlicher Chorkrypta und westlichem Fassadenturm, die Seitenschiffe fehlten. Wahrhaftig ein Bauwerk von sehr hohem kunsthistorischem Rang, dessen Werte sich jedoch nicht jedermann offensichtlich darboten und das deshalb arg verkannt blieb, was mir nicht geringe Sorge bereitete. Denn bereits beim Schlüsselbezug im Pfarrhaus, als ich aus Neugierde um Einlass bat, war man darob sehr erstaunt. Man bedeutete mir auch sofort, dass das auffällige, ruinenhafte Gebäude, sobald genügend Geld vorhanden sei, verschwinde und einem würdigeren Neubau den Platz freimache. Als ich mir erlaubte, bei der Schlüsselrückgabe auf die vorhandenen grossen, aber versteckten und verdeckten Qualitäten des Objektes nochmals mit

mehr Nachdruck aufmerksam zu machen, da geriet ich an die falsche Person und an die verkehrte Adresse. Man verbat sich, derartige dumme Belehrungen und unerwünschte Einmischungen von einem dahergelaufenen Fremden anhören zu müssen. Selbstverständlich unterrichtete ich darüber unverzüglich meinen alten Freiburger Kollegen und bat ihn, sich vom Zutreffen meiner Feststellung selbst zu überzeugen sowie in der Angelegenheit nach dem Rechten zu sehen. Schliesslich verstrich viel Zeit, bis man von den ungeziemenen Ersatzplänen Abschied nahm. Erst anfangs der sechziger Jahre fand dann eine tadellose Sondierung, Konservierung, Restaurierung und Re-

konstruktion statt. Dabei entpuppte sich das sakrale Bauwerk, welches dem Märtyrer St. Cyriak gewidmet ist, als – wie erwähnt – ehemalige gräfliche Begräbnis- und Klosterkirche von Benediktinerinnen und eines der erlesensten Beispiele ottonischer Baukunst weit und breit, das auch heute noch unentwegt einen beachtlichen Besucherstrom aufweist.

Die Ausschmückung des Chores in der Ottilienkirche Tüllingen

Sulzburg: St. Cyriak von Osten.



Als der ehemalige Freiburger Stadtdirektor Dr. Josef Schlippe ausschliesslich als Südbadischer Landesdenkmalpfleger (1951–1956) tätig und zugleich zum ausserordentlichen Professor dieser Sparte an der dortigen Universität erkoren war – auch in dieser Stellung sehr begabter Wissenschaftler und kluger Theoretiker –, erbat er sich einmal da und einmal dort auch auf offiziellem Weg, also amtlich in schriftlicher Form, die Leistung freundschaftlicher Helferdienste.

Ein solches Gesuch erfolgte im Jahre 1954, als in der hoch auf dem Tüllinger-Hügel thronenden spätgotischen Ottilienkirche, welche noch im fernen Sichtbereich Basels liegt, zufälligerweise unter dem Verputz auf der nördlichen Chorinnenwand Farbspuren zutage traten. Mein verehrter Vorgänger im Basler Amt und Freund Dr. Fridtjof Zschokke nahm sich mit mir zusammen der für geboten erachteten Aufdeckung an. Wir legten dort in der Folge eigenhändig eine Wandmalerei und eine Mauernische an einem Wochenende frei. Darauf liessen wir dann die gewonnenen Funde von Maler- und Steinmetzrestauratoren reinigen und festigen sowie an wenigen Stellen originalgetreu ergänzen. Was am Ende schliesslich wieder dastand, war von ganz erheblicher Qualität: Oben eine verhältnismässig grossflächige Darstellung einer Mannalese aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und darunter angeordnet ein Heiliges Grab, auf dessen Nischenrückwand drei

ergreifend weinende Marien aus einer nur wenig jüngeren Zeit, aber von vielbedeutender künstlerischer Intensität gemalt sind, dessen Schöpfer nur im nahen Umkreis eines Konrad Witz zu suchen ist, jedoch bisher noch nicht gefunden wurde.

Übrigens, die früheste Nennung des Dorfes Tüllingen begegnet uns 1113 anlässlich der Schenkung des Herrn von Waldeck an das Kloster St. Blasien. Ihre Kirche wird 1173 in einem Schutzbrief des Papstes Calixtus III. als im Besitz des Klosters St. Blasien stehend bezeichnet; hiermit hören wir zum ersten Mal von der Existenz eines Gotteshauses in Tüllingen. Der Ort gehörte damals zur Herrschaft Rötteln. Die ältesten Bestandteile des Sakralbaues sind zweifellos zweitverwendete Werkstücke aus Buntsandstein unten im Turm. Die st. blasianischen Rechte an der Kirche wurden 1189 durch Bischof Hermann von Konstanz bestätigt; das bedeutende Schwarzwaldkloster besass 1258 auch sonst beträchtliche Güter in Tüllingen. 1275 gehörte die ländliche Siedlung zum Dekanat Wiesental, und 1360 finden wir sie jenem von Warmbach zugeordnet. Im 14. Jahrhundert war in Tüllingen auch das Stift Säckinggen begütert, ebenso wie im nahen (Lörrach-)Stetten. Während das Schiff der Kirche zum Teil noch in das 13. Jahrhundert zurückgeht, dürfte der polygonale Chor im 14. Jahrhundert errichtet worden sein. Die Fresken im Altarraum entstanden wahrscheinlich 1460 und 1474. Im 17. Jahrhundert erfolgte eine Erweiterung der Kirche. Seit 1935 ist Tüllingen in Lörrach eingemeindet.

Die Ausmalung der St.-Peters-Kirche in Blansingen

Kaum ein Jahr später, es war 1955, erreichte uns eine ähnliche Anfrage von Josef Schlippe – ebenfalls auf dienstlichem Wege. Sie betraf die Sichtbarmachung spätmittelalterlicher Wandmalerei-Zyklen in der gotischen St.-Peters-Kirche im Markgräfler Weinort Blansingen, in welchem die Bewohner evangelischen Glaubens ihren Gottesdienst abhielten.

In dieser bäuerlichen Siedlung erhielt bereits 1094 das Kloster St. Georgen im Schwarzwald Besitz. 1173 wird erstmals ein Gotteshaus in Blansingen urkundlich erwähnt, und 1275 wird gemeldet, der Ort gehöre zum Dekanat Wiesental. Ein wichtiges Datum für das Dorf ist das Jahr 1350, als man die Kirche dem Kloster St. Blasien inkorporierte. Danach ist dieses bedeutende Monasterium ohne Zweifel als Bauherr aufgetreten; der spätgotische Chor dürfte in seinem Auftrag angefügt und die (älteren) Fenster in das Schiff eingesetzt worden sein. 1360, so vernehmen wir, gehört dieser Sakralbau zum Dekanat Warmbach. Das Kloster St. Georgen trat 1464 seine Besitzungen in Kleinkems und Blansingen an Markgraf Rudolf von Hochberg ab. Die Letzteren müssen in der Folge die Kirche ihrer neu erworbenen Ortschaft mit nicht unerheblichen Stiftungen bedacht haben, denn ihr Wappen erscheint im Gotteshaus sowohl am alten Portal als auch am Chor. Die zwischen 1450 und 1464 erfolgte Ausmalung hat man in der Reformationszeit mit einer Verputzschicht zugedeckt. Der Turm ist 1497/1498 dem Gotteshaus zugesellt worden.

1768 und nochmals 1788 gehen dringliche Bitten an das Kloster St. Blasien um Abbruch des «düsteren» und Errichtung eines neuen, hellen und geräumigen Langhauses. Sehr zum Vorteil der Bewahrung jener damals übertünchten und unbekannt gewesenen Fresken wurde diesem Begehren nicht entsprochen. – 1800 hat man die heutigen Fensteröffnungen im Schiff erstellt.

Ein Teil der angedeuteten Wandbild-Zyklen wurde 1924 wieder entdeckt und vereinzelt freigelegt, wobei die Kirchengemeinde aber sofort die Neuüberschlemmung verlangte.

Die zuletzt erwähnten Geschehnisse sind in der Mitte unserer fünfziger Jahre dem damals in Blansingen amtierenden Pfarrherrn bekannt geworden, welcher die Zudeckung bedauerte und die Freilegung wünschte, aber dafür nur wenig Zustimmung fand. Da es Dr. Fridtjof Zschokke und mir kurz zuvor im basellandschaftlichen Oltingen nach mehreren Vorträgen gelungen war, die zuerst ablehnenden Kirchengemeinden für eine Frei-



Blansingen: evangelische Kirche, Inneres mit Nordwand.

legung von vorgefundenen Fresken zu gewinnen, und sich nach deren Sicherung und Wiederauffrischung die Zustimmung dieser Körperschaft danach geradezu in Begeisterung verwandelte, schienen wir beide die gegebenen Fachleute zu sein, um nach gründlichen Aufklärungen hier dasselbe Ziel zu erreichen. Das traf glücklicherweise auch zu. Obschon wir im Hinblick auf die Umfänglichkeit des Unternehmens uns hier der Werkzeuge nicht selbst direkt bedienten, so leiteten wir doch alle damit zusammenhängenden Abdeckungs- und Wiederherstellungsmassnahmen ein. Das Blosslegen, Reinigen und Festigen sowie Einstimmen der Fehlstellen führte auch hier eine junge Basler Restauratorin zusammen mit ihrem

Verlobten ähnlichen Berufes durch, nachdem die beiden vordem in unserer Barfüsserkerche einen etwa dementsprechenden Auftrag zu unserer Zufriedenheit erledigt hatten.

Nach den vollendeten Arbeiten stand in Blansingen ein an all seinen Wänden kunstvoll ausgemaltes Langhaus von ergreifender Eindrücklichkeit da. Zwischen durchbrochenen Scheinarchitekturen, welche sich ringsum an den verputzten Umfassungsmauern als unterer und oberer Abschluss durchziehen, breitet sich, zweireihig angeordnet und von gemalten Bändern eingefasst, eine Reihe verschiedener Bildfolgen aus. Auf der inneren südlichen Längsfront finden wir Szenen aus dem Leben des Heiligen Petrus, wohl einstens Patron

dieses Gotteshauses. Ihr gegenüber, also auf der inneren Nordseite, erblicken wir in ebenfalls doppelzeiligen Bilderabschnitten die ganze Leidensgeschichte Christi ausgebreitet. Und am Innern des Chorbogens erscheinen die klugen und törichten Jungfrauen, während gegen die Ausgangstür zu auf der Nordseite eine Darstellung des jüngsten Gerichtes, auf der Südseite eine riesige Christophorusgestalt die Kirchgänger vor dem Verlassen des Gotteshauses zu einer demütigen Lebensweise ermahnen. Selbst die Fensterleibungen sind ausgemalt; sie weisen verschiedene Heiligenfiguren auf.

Wahrhaftig ein selten umfassendes und kostbares Werk, das, obschon es noch etwas verschiedenartige und altertümliche Züge trägt, aber deshalb keinerlei Wirkungseinbusse erleidet, doch kurz nach der Mitte des 15. Jahrhunderts zu datieren ist. Mindestens zwei beteiligte Künstlerpersönlichkeiten lassen sich an Hand der Malzeichen voneinander unterscheiden: einer der beiden Meister dürfte auf der Nord- und der andere auf der Südseite tätig gewesen sein.

Das neue Rheinkraftwerk vor Bad Säckingen

Und noch ein jüngerer Hilferuf aus der Mitte der fünfziger Jahre unseres verehrten alten südbadischen Landeskonservators Josef Schlippe betraf die Stadt Bad Säckingen. Wie bekannt ist, wurde diese historische Siedlung durch den Heiligen Fridolin, einen irischen Mönch, der im Auftrag des Heiligen Hilarius von Poitiers hierher gekommen war, als Missionszelle auf der Rheininsel 522 gegründet. Diese Lage der Stadt bestand bis ins 19. Jahrhundert, als man den nördlichen Stromarm trockenlegte und zum Teil zuschüttete. Aus der Missionszelle entwickelte sich im 7. Jahrhundert ein Eigenkloster, später ein adeliges Damenstift, das man 1806 aufhob. 1173 kam Bad Säckingen in den Besitz der Habsburger, die das Meieramt zunächst den Herren vom Stein und später zunehmend den Herren von Schönau übertrugen.

1307 wurde die Äbtissin Elisabeth von Bussmann für sich und ihre Nachfolgerinnen in den Reichsfürstenstand erhoben, gleichzeitig liess sie ihre Residenz, den noch bestehenden alten Hof, neu errichten. Das heutige Münster zum Heiligen Fridolin hat von seinem karolingischen Vorgänger einzig die Krypta (eine bedeutende Stollenkryptaanlage) bewahrt, alle übrigen Teile der Anlage wurden 1313–1360 im Stil der oberrheinischen Bettelordensgotik neu aufgeführt; das noch vorhandene Gotteshaus erhielt nach Bränden 1678 und in den folgenden Jahren sowie 1751 und später reiche Ausstattungen in Barock und Rokoko.

Von der Stadtbefestigung des 13. bis 14. Jahrhunderts haben sich der Gallusturm und der Diebsturm (letzterer im 19. Jahrhundert verändert) erhalten. Das bewahrt gebliebene spätgotische Stiftsgebäude entstand 1571. Die überaus eindrücklich konstruierte Holzbrücke, welche Bad Säckingen mit seinen einst bedeutenden Besitzungen auf dem linken Stromufer, im Fricktal und im Kanton Glarus verband, geht in die Jahre 1571–1580 zurück und bewältigte noch bis vor wenigen Jahren den gesamten Verkehr zwischen beiden Landseiten. Um 1600 entstand das Schönauer oder Trompeterschloss, welches sich inmitten eines Parkes bis heute erhalten hat und das im 19. Jahrhundert eine Zeitlang der Familie Bally gehörte.

Hier an diesem Ort ereignete sich übrigens die berühmte und bekanntlich mit einem Happy-End abschliessende Liebesgeschichte zwischen Maria Ursula von Schönau und dem Musikus Werner Kirchhofer, die durch Scheffels «Trompeter von Säckingen» bekannt geworden ist. 1806 kam Bad Säckingen zum neu gegründeten badischen Staat, während seine linksrheinischen Besitzungen 1801 bzw. 1815 zur Eidgenossenschaft gelangten. Die Altstadt, seit dem 17. Jahrhundert im wesentlichen von Kriegseinwirkungen und Katastrophen verschont, bietet sich heute noch in einzigartiger Dichte an historischer Substanz dar.

Vor dieser schönen historischen Siedlung, die auf der Südseite des Hotzenwaldes direkt rechtsufrig am Hochrhein liegt, war in den fünfziger Jahren

ein Kraftwerk mit Stromstau projektiert. Langfristig beurteilt, wären dadurch für den historischen Kern bedrohliche Folgeerscheinungen zu befürchten gewesen, was es zu vermeiden galt.

Es bestand nämlich die Gefahr, dass durch diese Neubauanlage nach den damals bereits allseitig genehmigten und ausführungsbereiten Plänen eine für das Fortbestehen der im wesentlichen aus dem Mittelalter stammenden Stadt verhängnisvolle Veränderungen des Grundwasserspiegels eintreten würde. Mindestens das geschichtsträchtige Zentrum mit dem Münster, dem alten Schönauer Schloss, den vielen gotischen und renaissancehaften Bürgerhäusern, mit der charakteristischen Holzbrücke, welche sich alle um jene auf die Merowingerzeit zurückgehende Klostergründung auf der einstigen Rheininsel des Heiligen Fridolin entwickelten, hätte im Verlauf mehrerer Jahrzehnte beträchtliche Schäden erleiden müssen. Durch unser Dazwischentreten und Verhandeln mit zwei einflussreichen aargauischen Politikern, einem Regierungsmitglied und einem Ständerat, die an dem Vorhaben beteiligt waren, und denen wir die Zukunftssorgen in der Angelegenheit drastisch zu schildern vermochten, kam schliesslich diesbezüglich doch noch eine wichtige Änderung des Konzeptes zustande, welche die zu erwartenden Nachteile der ersten Planfassung fast vollständig ausschloss.

Weitere südbadische Fachkollegen

Wie alle Menschen, so wurde leider auch Prof. Dr. Josef Schlippe nicht jünger. Zu meinem und anderer Leute Bedauern musste er 1956 altershalber von seinem Amt als Chef der Südbadischen Denkmalpflege mit Sitz in Freiburg im Breisgau zurücktreten. Trotzdem verlor er als ständiges Reiseziel Basel weder aus den Augen noch aus dem Sinn. Denn er schrieb noch manches über einige kunsthistorische Themen, die ihn, aber auch seine zahlreichen Verehrerinnen und Verehrer, lebhaft interessierten. So blieb er unserer Basler Universitätsbibliothek, der er sich eifrig bediente, als Be-

nützer treu; dort erschloss er Quellen, die ihm für seine Arbeit dienlich waren. Und dabei fand er dann noch immer Gelegenheit, seinen Kollegen Fritz Lauber aufzusuchen, der ja schon längst sowohl dem Basler Denkmalpflegeamt als Chef als auch dem Stadt- und Münstermuseum als Direktor vorstand. An Gesprächsstoffen fehlte es nie.

Ebenfalls mit seinem direkten Nachfolger, dem Dipl. Ing. Martin Hesselbacher, blieb ein gutes Zusammenwirken aufrechterhalten. Gewiss, mit ihm waren die persönlichen Kontakte nicht mehr so häufig, aber dennoch sehr gut. Das Nachlassen der Intensität unserer Beziehungen lag auch an dem erfreulichen Umstand, dass letzterer seine Dienststelle endlich, sowohl materiell als auch personell, ausbauen konnte und auf diese Weise stärkere Unabhängigkeit gewann. Enger, dichter und herzlicher wurden meine Beziehungen wieder zur Nachkriegs-Monumentenbetreuer-Generation des Freiburger Denkmalpflegeamtes.

So vor allem mit dem Kunsthistoriker und Monumentenbetreuer Dr. Hans Jakob Wörner, wohnhaft in Neuenburg am Rhein; zwischen uns beiden entstand mit der Zeit eine enge fachliche und menschliche Verbindung. Der Genannte, welcher aus Waldshut gebürtig ist und seine Schulzeit im Jesuitenkolleg St. Blasien absolviert hat, studierte an der Universität Zürich Kunstgeschichte bei Gotthard Jedlicka, dessen Assistent er später während mehreren Jahren war, und bei Peter Meyer, dem er in besonderer Weise die schon frühe Hinführung zu Fragen der Denkmalpflege verdankt, sowie bei Richard Zürcher, dem Erforscher des schweizerischen und europäischen Barock, der in ihm besondere Begeisterung für das 18. Jahrhundert erweckte.

Nach seinem Studienabschluss mit dem Doktorat in Zürich ging Hans Jakob Wörner nach München, wo er später beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege eine Tätigkeit als Inventaristator übernahm und diese mehrere Jahre mit Erfolg ausübte. Wie auch sein Inventarband «Bayerische Kunstdenkmale: Landkreis Wertingen» zeigt. Als dann aber, durch den altersbedingten Rücktritt eines Monumentenbetreuers für das südbadische

Gebiet um Basel, den Hochrhein und Südschwarzwald ein geeigneter Nachfolger gesucht wurde, kam er wieder in seine Heimat zurück und wirkt nun seit mehr als einem Jahrzehnt da als erfolgreicher Denkmalpfleger.

Hans Jakob Wörner, der mir wie angetönt nicht nur als Amtsbruder, sondern als Nachbar und Freund nahe steht, ist ein äusserst engagierter Fachmann mit den besten Kenntnissen der Landesgeschichte. Er hat auch durch eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Publikationen Anerkennung gefunden und versteht es, die Monumente und die Anliegen der Denkmalpflege in Wort sowie Schrift und das Wissen über sie auch einer grösseren Öffentlichkeit nahe zu bringen.

Das zerrottete Wasserschloss Inzlingen

Mit Hans Jakob Wörner bekam ich u. a. am Wasserschloss Inzlingen zu tun. Der Ort ist aufs engste verbunden mit dem Namen der bedeutenden Basler Patrizier Reich von Reichenstein. Diese bereits im 12. Jahrhundert nachgewiesene Familie trat seit dem 14. Jahrhundert in der Siedlung auf. Das entscheidende Stichjahr ist das Jahr 1394, als Markgraf Rudolf von Hochberg Rötteln die hohe Gerichtsbarkeit in Inzlingen an Heinrich Reich von Reichenstein übertrug. Als der Letztgenannte 1403 starb, wurde er im Basler Münster beige-setzt. Die Präsenz des Geschlechtes in Inzlingen verstärkte sich noch, als 1434 der Ort als Lehen der Markgrafen an die Familie Reich von Reichenstein übertragen wurde. Hans Reich von Reichenstein starb als Ratsherr und Bürgermeister von Basel im Jahre 1448. Ein Schloss in Inzlingen wird erstmals 1511 erwähnt. In jenem Jahr erwarb es Dr. Peter Wölflin, «Hochgelehrter Doktor der sieben freien Künste und der Arznei», der mit Anna Reich von Reichenstein vermählt war. Nur drei Jahre behielt der Gelehrte das stattliche Gebäude, dann verkaufte er es wieder. 1530 wird Jakob Reich von Reichenstein als «Beherrscher des Dorfes Inzlingen» genannt, er starb 1561.

Wenn 1511 der älteste Teil des Wasserschlosses

schon bestand, dann hat Jakob Reich von Reichenstein seinen Ausbau eingeleitet. Den grössten Teil dieses Unternehmens dürfte jedoch sein Nachfolger, Hans Georg Reich von Reichenstein veranlasst haben, der bis 1583 lebte. Die Hauptverrichtungen sind wohl 1563 bis 1566 erfolgt (die letztere Jahreszahl befindet sich auf dem Kapitell der während der Restaurierung gefundenen Steinsäule im Reichensteiner Saal des Schlosses). Aber auch mit diesem grossen Um- und Erweiterungsbau hatte das Wasserschloss noch nicht seine heutige Gestalt, wie man auf einer Zeichnung von Daniel Meissner aus dem Jahre 1623 erkennen kann. Eine wichtige Veränderung und barocke Dekoration erfolgte in den Lebensjahren von Domenicus Ignaz Reich von Reichenstein (1674–1745), wie die Regence-Malerei auf der sonst gotischen Balkendecke im Reichensteiner Saal sowie in anderen Sälen die Ausstattung mit Stuck, Getäfer und Kachelöfen zeigt. Das Zeitalter Napoleons brachte tiefgreifende Veränderungen: 1819 erfolgte dann der endgültige Verkauf der reichensteinischen Güter in Inzlingen. Von da an wechselten die Besitzer in relativ kurzen Zeitabständen. Sie brachten neue Nutzungen ein, die sehr verschieden waren, so etwa Seidenbandweberei, Landwirtschafts- und Industriebetriebe und schliesslich bot es behelfsmässigen Mietwohnungen Unterschlupf. Dass durch diese unpassenden Zweckbestimmungen in den vergangenen anderthalb Jahrhunderten das historische Bauwerk in jeder Beziehung zerrüttet war und sich Ende der sechziger Jahre unserer Zeitrechnung in einem jämmerlichen Zustand befand, dürfte deshalb verständlich sein.

In dieser ruinösen Verfassung musste die Gemeinde das Objekt käuflich übernehmen und damit auch die nicht leicht zu erfüllende Pflicht, es in würdiger Weise wieder herzustellen. Das war aber für das relativ kleine und nicht gerade reiche Gemeindewesen zu finanzaufwendig, was mich sehr bekümmerte. Um hier Hilfe zu leisten, übergaben mir befreundete Basler, welche in Inzlingen ihre Jagdgründe hatten, einen ansehnlichen Betrag in Schweizer Franken, der als Initialzündung

zur Auslösung der ganzen Instandsetzungsaktion dienen sollte.

Diese erfreuliche Zuwendung lieferte ich dem Ortsbürgermeister in Inzlingen ab und zwar in Anwesenheit des von mir an Ort und Stelle gebetenen damaligen Präsidenten der Baden-Württembergischen Denkmalpflege, Dr. Georg S. Graf Adelman, mit dem ich seit langem in enger Kameradschaft verbunden gewesen bin. Die Aushändigung des Geldes erfolgte meinerseits indes während der Aussprache erst, nachdem das erwähnte Amtsoberhaupt von Stuttgart umfangreiche Beiträge an das Vorhaben zusicherte, was danach noch weitere Privatspenden aus der Schweiz möglich machte. Und auf dieser Absprache fusend, kam die umfassende Sanierung, Konservierung und Restaurierung des Wasserschlosses in Inzlingen zur Durchführung. Der einst prächtige und später niedergekommene Patriziersitz stand ein paar Jahre später als ehrwürdiges Rathaus und anziehende Gaststätte, neu genutzt und eingerichtet, stolz im alten Glanze zu jedes Betrachters Freude wieder da.

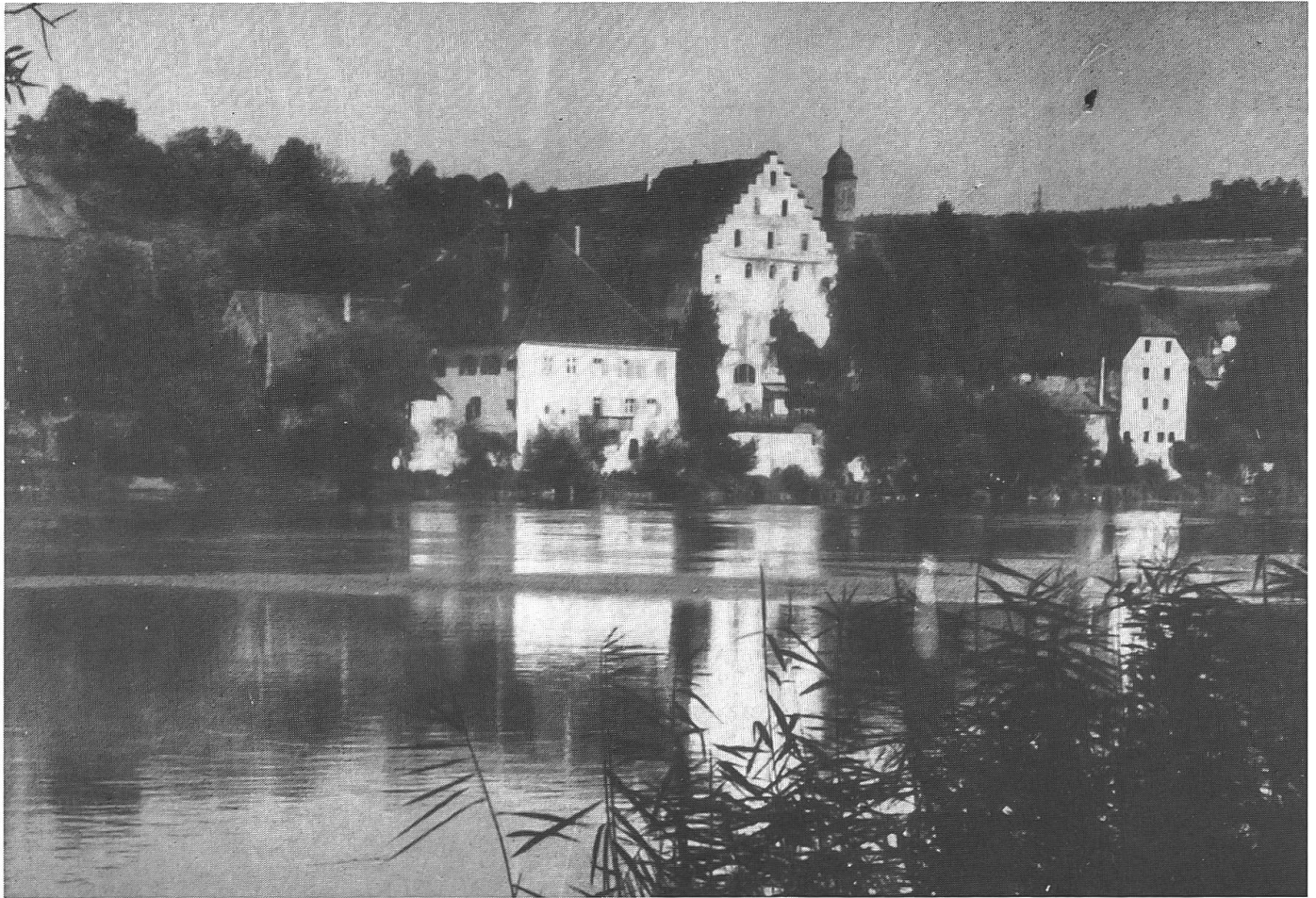
Inzlingen: Wasserschloss, Aussenansicht.



Die auffrischungsbedürftige Deutschordenskomturei Beuggen

Etwa auf halbem Weg zwischen Inzlingen und Bad Säckingen befindet sich, ursprünglich in einer Insellage im Rhein, die ehemalige Deutschordenskomturei Beuggen. Erwähnt wird sie erstmals 1215 als Buchem. Schon 1218 erfolgten dort Schenkungen an die Deutschherren. Das entscheidende Datum ist jedoch das Jahr 1246, als der thurgauische Ritter Ulrich von Liebenberg Fronhof, Kirchensatz, Feste und Gut in Beuggen dem Deutschritterorden zur Gründung eines Ritterhauses vermachte. Bis zum Spätmittelalter entwickelte sich daraus eine gewaltige Tiefenburg, eine halbkreisförmige von einem Rheinarm umgebene Anlage mit Kornschütte, Stallung, Torhaus, Wagenremise, Mühle, Storchenturm und eigentlichem Schlossgebäude. Ältester Teil der Anlage ist ohne Zweifel der sogenannte alte Trakt (13. – 15. Jahrhundert); der Storchenturm geht in das 15./16. Jahrhundert zurück. Jenes den Hauptzugang vom Festland vermittelnde Torhaus, ehemals mit einer Zugbrücke versehen, stammt von 1534. Es folgt die Mühle 1666. In die Mitte des 18. Jahrhunderts und auf den bekannten Barockarchitekten Johann Kaspar Bagnato geht der neue Teil des Schlosses mit Stiegenhaus und barockem Festsaal zurück. Zu den jüngeren Gliedern der Anlage gehört die frühklassizistische Kirche mit dem grossen Deckenfresko (Hl. Elisabeth von Thüringen) von Franz Ludwig Herrmann sowie die stattliche, ehemals als Kutschenremise dienende Bogenhalle von 1794.

Mit der Aufhebung der Deutschordenskomturei fiel der Besitz 1805 an Baden. 1820 richteten im Auftrag der Basler Missionsgesellschaft C.F. Spittler und C.H. Zeller ein Heim für verwaorloste Kinder und eine Ausbildungsstätte für Lehrer nach den Grundsätzen Pestalozzis ein. Pestalozzi war selbst 1826 in Beuggen. Das Kinderheim, mit anderer Trägerschaft, bestand bis vor wenigen Jahren; nunmehr ist die Anlage im Besitz der Evangelischen Landeskirche Baden, welche hier



Beuggen: ehemalige Deutschordenskomturei.

ein Tagungszentrum einzurichten beabsichtigt. Nach Beuggen wurde ich hin und wieder gerufen und in den verschiedensten denkmalpflegerischen Fragen um Rat gefragt. Dass dies so war, hatte vor allem zwei Gründe: einmal ist dieser Ort seit dem frühen 19. Jahrhundert, d. h. seit der Zeit der Basler Missionsgesellschaft, mit Basel eng verbunden; man betrachtete es daher als Fortsetzung einer alten Tradition, wenn man nunmehr, bei anstehenden baulichen Vorhaben, auch den Basler Monumentenbetreuer um Rat fragte. Zum anderen aber ist zu sagen, dass es in Basel eine Gruppe von Freunden Beuggens gibt, die sich stets sehr für diese bedeutende Schlossanlage engagiert hat.

Vor allem aber ist dies darauf zurückzuführen, dass ich seit einer Reihe von Jahren mit dem damaligen Leiter der Baden-Württembergischen Denkmalpflege, Dr. Georg S. Graf Adelman, gut bekannt war und er mich dann zu kommen bat, wenn er selbst nach Beuggen ging. Solches war z. B. der Fall im Herbst 1973, als wir dort, zusammen mit Hans Jakob Wörner, mit einer eingehenden Begehung und Beratung einen grösseren Teil von dringend erforderlichen Restaurierungsmassnahmen festlegten und einleiteten. Diese sind seither im Gang und, da sie sich als sehr umfangreich erwiesen, wird es noch einige Jahre dauern, bis sie zum Abschluss gelangen.

Das Sakristeimobiliar der Klöster Mariastein und St. Trudpert

Und nun, meine lieben Mitbrüder und Freunde, zu unserer eigenen Wirk- und Heimstätte im hinteren solothurnischen Abschnitt des Leimentales, das auch noch zur Region Basel gehört. Als verantwortlicher Experte der Eidgenossenschaft bei der Wiederinstandsetzung eines ganz zerrütteten Gebäudekomplexes – 1874 bis 1971 war der Kanton Solothurn verantwortlicher Besitzer des Klostergebäudes – war mir vom ersten, zeitlich nun schon weit zurückliegenden Augenschein an bereits klar, dass jenes zwar sehr hübsch frühklassizistisch geformte, in Eichenholz gefertigte Mobiliar in der dortigen Sakristei in seiner bewegten körperlichen Gliederung und Betonung gegen den vorhandenen gewölbten Raum verstösst. Meine Empfindlichkeit hinsichtlich dieser Störung verschwand nie, sondern nahm bei jedem Betreten immer stärker zu. Und als wir gegen Ende der siebziger Jahre an die Wiederherstellung dieses interessanten Gelasses gingen und ich noch lauter auf die mich irritierende Zwiespältigkeit aufmerksam machte, fand man alsdann in den archivierten Akten doch noch einen Hinweis auf die Herkunft und den Erwerb verzeichnet: Veräusserer dieses Mobiliars war demgemäss das Kloster St. Trudpert im Hochschwarzwälder Münstertal.

Trudpert hiess jener iro-schottische Mönch und Missionar, der im Jahre 604 von Rom in das Münstertal im Breisgau kam, und zweifellos mit der Absicht, eine Klosterzelle zu gründen. Nach nur dreijährigem Wirken erlitt er da – erschlagen – den Märtyrertod. 643 bestand bereits ein kleines Oratorium, in dem der Sarkophag des Heilig Ernannten verehrt wurde. Von den frühesten Kirchen- und Konventbauten wissen wir nichts; um 800 dürfte ein neues Gotteshaus für diese Benediktiner-Niederlassung errichtet worden sein, das wohl 815 geweiht wurde. Die Absegnung eines nachmaligen Neubaus erfolgte durch den Heiligen Bischof Konrad von Konstanz zwischen 962 und 975. Das Siegel des Monasteriums von 1298

zeigt eine doppeltürmige Klosterkirche, wie dies allgemeinem Brauch entspricht. Reiche Erträge aus Silberminen im Münstertal dürften der Abtei zugeflossen sein. 1456 fand die Weihe des nach Brand neu errichteten und heute noch bestehenden gotischen Chores statt.

Im Bauernkrieg 1525 erlitt das Kloster Plünderungen, im 30jährigen Krieg (vor allem 1632) schwerste Zerstörungen. Zirka 1710 begann die Barockisierung zuerst des gotischen Chores, 1712 – 1722 dürfte die heutige Einturmanlage entstanden sein, als Hauptstück folgte 1722 – 1727 das Langhaus, welches die Kunstwissenschaft mit einer Ausnahme dem grossen Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb zuschreibt. Den Stuck schufen die Meister Michelangelo de Prevoste und Carpophoro Ursate aus Campione, die Fresken malte Francesco Antonio Giorgiolo aus Meride im Kanton Tessin, während die Ausstattung mit Altären von Matthias Faller, Karl Stauder und F.J.F. Christian (Hochaltar, 1784) erfolgte. – Aus der Zeit um 1780 stammt die prachtvolle Ausstattung mit Sakristeimöbeln in frühklassizistischen Formen, die nach Th. Kurrus im Elsass angefertigt worden sein dürfte. 1806 wurde das Kloster wie alle Monasterien in Baden, aufgehoben; 1918 fanden hier die Josefsschwestern eine Heimstatt, deren Provinzmutterhaus es seither ist.

Bei einem sofort in St. Trudpert vorgenommenen Besuch, also am einstigen Standort des Mobiliars, bestätigte sich die Annahme und Kenntnis aus den Akten, dass im 19. Jahrhundert eine Verminderung der bedeutenden Sakristeiausstattung in St. Trudpert durch Verkauf einer Hälfte nach der Schweiz eingetreten sein musste. Es fehlte genau die Hälfte dieser Ausstattung. Diese Feststellung veranlasste uns, «unseren Mobiliarbesitz» den zuständigen deutschen Kollegen zum Rückkauf für St. Trudpert anzubieten und mit dem Erlös eine äusserst schlichte, aber zweckmässige Sakristeieinrichtung in Mariastein anzufertigen, welche sich harmonisch in die vorhandenen Deckenwölbungen einfügt. Sowohl mein junger Freund vom Freiburger Amt, Dr. Hans Jakob Wörner, als auch der Präsident der Baden-Württembergischen



St. Trudpert: Ansicht von Kirche und Kloster.

Denkmalpflege in Stuttgart, Prof. Dr. August Gebessler, mit dem ich ebenfalls in herzlicher Freundschaft verbunden bin, pflichteten sofort freudig diesem Tauschhandel zu, bei dem es wunderbarerweise mit verhältnismässig geringem Geldaufwand keinen Verlierer, sondern nur Gewinner gab. Nach der vollzogenen Rückführung über die Grenzschränken hinweg an ihren ursprünglichen Platz ergänzen Schränke und Korpora erneut jene im späten 18. Jahrhundert in ausgewogener Weise geschaffene Ganzheitlichkeit des Raumgefüges und begeistert seither sowohl Einheimische wie Gäste der umliegenden Luftkurorte.

Der Sundgau*

P. Vinzenz Stebler

Das Buch über den Sundgau von Paul Stintzi darf nicht einfach mit einer kurzen Besprechung im «Anhang» vorgestellt werden. Der hochverdiente und liebenswürdige Autor war ja in früheren Zeiten ein eifriger Mitarbeiter dieser Zeitschrift und mit dem Heiligtum auf vielfältige Weise verbunden, wie denn der Sundgau überhaupt Mariastein geradezu als *seinen* Gnadenort betrachtet.